

Von der Mur an die Spree

Hermann Kienzl (1865–1928), Grazer Publizist in Berlin

„Kienzl kommt!“ Die Nachricht sprach sich rasch herum, in den Hörsälen der Grazer Universität und in den kunstsinnigen Zirkeln der Stadt, wanderte von Salon zu Salon, vom Foyer des neuen Stadttheaters bis hinauf zur letzten Galerie des Theaters am Franzensplatz. „Kienzl wird kommen und sprechen!“



Hermann Kienzl
(22. Juni 1865 –
13. Mai 1928).

QUELLE: LITERATURGESCHICHTE VON
NAGL-ZEIDLER-CASTLE,
1937.

Nicht der berühmte Komponist des „Evangelimanns“ war es, den man erwartete, sondern dessen jüngerer Bruder, Hermann Kienzl. Am 14. Dezember 1908 hielt er im Rittersaal des Landhauses, damals in Graz ein beliebter Veranstaltungsort für Konzert- und Rezitationsabende, einen Vortrag über Fragen des modernen Theaters. Der sozialdemokratische „Arbeiterwille“ sprach, durchaus anerkennend, von einem „Abend für literarische Feinschmecker“; auch alle anderen Blätter widmeten dem Ereignis große Aufmerksamkeit. Kienzl, 43 Jahre alt, befand sich damals auf der Höhe seiner Schaffenskraft, galt weithin als Autorität in Fragen der Bühnenkunst und der Literatur. Sein Wort als Kritiker fand Beachtung, seine Vielseitigkeit wurde allgemein bestaunt und bewundert. Glühende Liebesgedichte flossen ihm ebenso leicht aus der Feder wie schwankhafte Dramen; an einem Tag portraitierte er eine Jugendliche Naive vom

Deutschen Theater, am nächsten Tag den greisen Kaiser Franz Joseph; auf feierliches Pathos verstand er sich nicht minder als auf Scherz, Ironie und Satire.

In Graz hatte er sich in den 1890er Jahren als Verkünder des Naturalismus hervorgetan, war als Theaterreferent des deutschnationalen „Grazer Tagblatts“ mit aller Entschiedenheit für Henrik Ibsen eingetreten; als er dann 1905 zu neuen Ufern aufbrach und nach Berlin übersiedelte, hinterließ er dem Grazer Publikum ein bemerkenswertes Andenken: den stattlichen Band „Dramen der Gegenwart“, erschienen bei Leuschner & Lubensky, eine Nachlese seiner Feuilletons zum hiesigen Bühnengeschehen. Rosegger lobte dieses Buch als das Werk einer „starken Künstlernatur“, die sich in alles Neue stürzt und dem Alten, Abgebrauchten den Kampf erklärt, und sagte dem Verfasser, dessen erste lyrische Talentproben er mehr als zwanzig Jahre zuvor, 1884, in seinem „Heimgarten“ abgedruckt hatte, eine rosige Zukunft voraus.

Ganz anders als Roseggers berühmter „Freund, der nach Amerika ging“, fand sich Kienzl in Berlin nicht als „armer Mann auf fernsten, fremden Wegen“ wieder, sondern als Akteur auf vertrautem Terrain: unter Skribenten und Theaterleuten. Fortan kamen viele, viele Brieflein aus Berlin gelaufen und waren in der Grazer Presse stets an prominenter Stelle zu lesen, nicht selten auf der ersten Seite. Als freier Publizist nicht mehr länger an die Redaktion des „Tagblatts“ gebunden, genoss Kienzl nun auch in der „Tagespost“ und in der „Grazer Montagszeitung“ ständiges Gastrecht. Berliner Luft wehte nun fast jede Woche durch den heimischen Blätterwald und brachte das Aroma der Großstadt mit, einen Duft, der allerdings nicht immer angetan war, die Sehnsucht der Leser zu wecken. Als eine „Weltstadt der fieberhaften Arbeit und des wütenden wirtschaftlichen Wettbewerbes“ präsentierte Kienzl wenig schmeichelhaft seine neue Heimat den Lesern in seiner Vaterstadt: „Die Muse findet hier nicht Muße. Es jagt ein jeder seinem engsten Vorteil nach. Dieser allgemeine Geist beeinflusst den geselligen Verkehr. Auch das Vergnügen hat die Hetzpeitsche im Rücken. An Stelle des Liebesmahls der Freunde ist das Prunk- und Zweckessen getreten ... Einander Fremde treffen sich, um sich rasch wieder zu verlieren.

Einsame, die sich gegenseitig stärken und innerlich bereichern könnten, eilen aneinander vorüber. Die Stadt ist zu groß.“

Das Publikum von anno dazumal, das diese Zeilen in der Grazer „Tagespost“ serviert bekam, konnte sich glücklich schätzen, nicht in einer derartigen Stadt der fieberhaften Arbeit zu wohnen, sondern im überschaubaren und beschaulichen Pensionopolis.

Hermann Kienzl verstand es aber auch, seine Landsleute zu provozieren: Statt ihnen seine

Sehnsucht nach dem Schlossberg brühwarm aufzutischen, sandte er ihnen sommerliche Grüße aus der Gartenstadt Berlin, per Montagszeitung vom 10. Juni 1912. Dass dieser geistvolle Causeur und Plauderer nur zwei Jahre später, als man nicht mehr still ins Grüne fuhr, sondern jubelnd an die Front, schauerliche Kriegslyrik verfasste, Lyrik, die „auf bebender Erde“ weite Verbreitung fand, mag man nicht für möglich halten, liest man heute diesen Text:

wissenschaft.

kunst.

kultur.

Grazer Montags-Beitrag

(Erscheint jeden Montag früh 6 Uhr.)

Schiffelung: Jofeminist Nr. 16, Telephon Nr. 2190.

Rauslieferung: Täglich von 8-12 und 2-7 Uhr, an Sonntagen bis 2 Uhr nachts.

In Sonntags-Nachmittagen werden von der Post zur Abgabezeit pagiert.

Preise: 14 Heller die (einhändig) gebundene Nummer. — Bezugspreis: 45.50.

Verwaltung: Jofeminist Nr. 16, Telephon Nr. 2190.

Bezugsbedingungen fest: Subskription, h. m. Bezugspreis: Vierteljährig K 1.30, halbjährig K 2.50, ganzjährig K 5.00. — Einzelne Exemplare 10 H. Nach Deutschland, ganzjährig K 9.50. — Retrospektiv, ganzjährig K 15. — Druck-Verlag „Internationale Unterhaltungs-Blätter“.

14. Jahrgang.

Graz, Montag den 10. Juni 1912.

Nummer 24.

Ein halbes Menschenalter lang war die 1899 von Robert Withalm begründete „Grazer Montagszeitung“ eine fixe Größe in der heimischen Medienlandschaft. Hermann Kienzl gehörte während seiner gesamten Berliner Zeit zu ihren ständigen Mitarbeitern.

QUELLE: MIKROFILM-SAMMLUNG DER STMK. LANDESBIBLIOTHEK.

Berlin und Mutter Grün

Daß dieses Groß-Berlin, das Monstrum mit fast vier Millionen Seelen, nicht genug frische Wald- und Wiesenluft für seine Riesenanlage habe, wurde irgendwo behauptet. Und es gibt doch kaum eine zweite große Stadt auf Erden, die so den Namen „Gartenstadt“ verdient! Wo nur drei Straßen sich kreuzen, ja wo eine einen Winkel bildet, dort ist auch schon ein Ziergarten angelegt, mit Bäumen und Büschen und einer bunten Flora, die nach den Regeln des Gärtnerkalenders ihre Bestände und Farben wechselt. Vom wundervollen Mirakel Berlins, dem Tiergarten, ganz zu schweigen, der inmitten des brausenden Tohuwabohus unter Tausenden von hohen, mehrhundertjährigen Bäumen Waldesfrieden im Geviert einer weiten Meile verbreitet. Ja, in jedem Teile der Steinwüste, im Süden und Norden, Osten und Westen der Stadt, grüne Oasen mit Laubwäldern. Da ist der Zoologische Garten, der Humboldthain und der Friedrichshain, der Viktoriapark und der Schillerpark, der prachtvolle neue Botanische Garten, der Schöneberger Stadtpark, der ein Alpental mit einem über Felsgestein hüpfenden Bächlein symbolisiert, und – mit ihrem Rokokopark – die Wilmersdorfer Gartenstadt, deren Mietskasernen wie Landhäusern hinter hohen Rasenterrassen stehen. Keine Stadt der Welt, die sich solchen Überfluß der Natur geschaffen hat! Jawohl: sich geschaffen.

Denn der märkische Sand ist spröde, ihm muß aufgedrungen und abgezwungen werden, was in gesegneten Ländern die schwarze Erde freiwillig spendet.

Aber, so wendet der Unzufriedene ein, siehst du nicht die Zäune und die Wächter?! Und die Verbotstafeln, die fast zahlreicher sind als die Bäume?! Berlin liegt nun einmal in Preußen; und in Preußen ist ein Natur- so wenig wie ein Kunstgenuß ohne Polizei denkbar. Die Himmelstochter „Ordnung“ wird hier mit Schnauzbart und Pickelhaube geboren. Der Raisonneur beklagt mit Recht: Weder Kind noch Hund darf einen Grashalm treten, die großen Volksgärten Amerikas und Englands, auf deren blumigen Teppichen groß und klein sich tummelt, kugelt und lagert, fehlen im Innern der Stadt Berlin. Sei billig, mein Freund! Das mühsam Errungene hegt und schützt man sorgfältig, und um die Gartenkunst wäre es schade, wenn sie zertrampelt würde. „Kunst! Kunst! Aber wir wollen die freie Natur!“ Kaum eine halbe Stunde vom Zentrum mit der Stadt- oder mit der Wanneseebahn oder einem der vielen Vorortzüge oder mit der Elektrischen ins „Ausland“ gefahren: und da habt ihr sie! Da taucht ihr in den nicht allzu dichten Föhrenschatten des Grunewaldes, der endlose Landstrecken graugrün bedeckt, oder ihr genießt die melancholische Schönheit der Spree- und Havelufer und ihrer Seen.

An einem Sonn- oder Feiertag sind diese Wälder allzusamm ein ungeheures Freilager. Nicht Tausende, sondern Hunderttausende (um nicht gleich von Millionen zu sprechen) ziehen mit Kind, Kegel und Wurststulle zu Mutter Grün. Die Poesie des lauschigen Versteckes und der Heimlichkeit des Waldes hat sich in der Nähe von Berlin, wie manche andere Lyrik, längst verflüchtigt. Der schreitende Fuß hat bei jedem Schritt zu achten, daß er nicht ein Baby oder ein Liebespaar zertrete. Am Montag blüht es weiß auf dem meilenweiten Waldboden. Das sind die sterblichen Überreste der Sonntagsheiligung, die zerstreuten Waggonladungen erledigter Eßwarenverpackungen. Doch in des Waldes düsteren Gründen hat die Zivilisation große Rohrkörbe aufgestellt, in denen die Ausflügler ihre Freßpapiere deponieren sollten. Aber soviel Rohr gibt es ja gar nicht, all die Lumpenwalke aufzunehmen. Und dann ist's vererbter Hochgenuß, ererbte Sitte des Berliners, die Spuren seines Daseins dem Gott Pan Schmalz auf Weiß zu hinterlassen. Nur in Berlin gibt es eine gewerbliche Zunft, die, wie anderswo arme Leute vom Beeren sammeln, vom Sammeln der Stullenpapiere lebt. In der Tat: die Gemeinden, die rings um den Grunewald regieren, haben ein Amazonenkorps geworben, das den Wald zu durchstreifen und vom Papier zu säubern hat. Mancher wohlfeile Dichter gerät in die Hände dieser Auf-Leserinnen ...

Die Völkerwanderungen ins Freie, durch die Berlin vor allen anderen Weltstädten berühmt ist, wären nicht möglich ohne die ideale Vollkommenheit der Verkehrsmittel. Schon die Anlage der elektrischen Straßenbahn ist ein wahres Wunderwerk, das ein genußreiches Studium gewährt. Ihr System ist im Laufe der Jahrzehnte so ausgebaut worden, daß der Fahrgast fast von jedem Punkte der Stadt und Umgebung zu jedem anderen Punkt gelangen kann, ohne umzusteigen, – wenn er nur den richtigen Weg wählt. Diese großartige Organisation wird ergänzt durch die Stadt- und Ring-, die Untergrund- und Hochbahn, die Wannseebahn, die Autobusse und Stellwagen, die Dampferlinien und die zahlreichen Trassen des Fernverkehrs, die auch für die Verbindung der Vororte mit Berlin in Betracht kommen. Selten kostet solch eine Fahrt, mag sie auch eine volle Stunde dauern, pro Kopf und Gesäß mehr als zehn bis zwanzig Pfennig! Auf dem Gebiete der Kommunikation ist der Preuße und zumal der Berliner demokratischer als irgend einer. Man braucht ja deshalb nicht an die ideale Gesinnung der mannigfachen Aktionäre zu glauben; die wissen eben die breite Masse auf ihre Weise zu würdigen und zu werten!

Der Berliner, je echter, je eingeborn in die Kärglichkeit seiner Heimat Erde er ist, hat einen unabweisbaren Hang nach der Natur. Das ist einer seiner lebenswürdigsten Züge, der sich auch darin

äußert, daß kein Hausbalkon, ja kaum das Fenster einer ärmlichen Wohnung im Sommer ohne Blumenschmuck bleibt. Der Berliner kann ohne seinen Grunewald nicht leben. Was schadet's, daß die Beete und Anlagen in der Stadt gehütet werden? Weit genug ist der Tummelplatz, denn all das Vorland, all die Flüsse, Seen und Wälder im weitesten Umkreis der Stadt sind nur das größere Groß-Berlin. Und das ist bezeichnend: Wenn Vater die Häupter seiner Lieben zählt, so lautet die Losung nicht: „Jetzt geht's auf's Land“, sondern: „Jetzt geht's nach dem Grunewald“ oder „nach Treptow und Grünau“ oder „nach Lichtenberg“. Der Begriff der Landpartie ist den Einwohnern ziemlich abhanden gekommen. Sie haben nicht das Gefühl, sich vom Gebiet ihres Wappenbären zu entfernen, wenn sie ausfliegen. „Det Janze jehört allens dazu!“ Es gibt eben in Berlin keine Entfernungen. Oder vielmehr: es ist hier alles so weit entfernt, daß der Berliner die Fahrt ins Grüne nicht als ungewöhnlichen Zeitverbrauch empfindet. Kostet doch mancher Geschäftsweg in der Stadt mehr Zeit, als eine Fahrt nach Stettin oder Halle.

Berliner Gartenkonzerte.

Von
Sermann Kienzl, Berlin.

Wir treten ein. Nachmittagssonne flutet über die breiten Laubdächer der Kastanienbäume, die, in Reih und Glied stehend, als würde die preussische Disziplin ihnen in Markt und Wurzeln stecken, Spalier bilden. Unten aber brodeln und wirbelt es wirt durcheinander. Menschen, Menschen und wiederum Menschen! Sippen tauschen da zu Wöllern. Die Musik hat eben Pause gemacht. Solange der Stab des Dirigenten die Luft durchsegelt, waren die tausend Wächlein der Gespräche, die Sturzwellen des Gelächters und Gejubels einigermaßen zurückgestaut. Jetzt fließen und prasseln sie wirt durcheinander. Dazu klappern Teller, lärren Gläser, schreien Kinder, rufen ungeduldige Gäste nach den fliegenden Kellnern, die hoch zu Häupten, als wenig bewanderte Jongleure, Türme von Speise und Trank schwingen. Auf den engen Wegen wandeln die kommenden und die Scheidenden und auch die Beweglichen, die – zumal wenn sie suchen oder gar gern gefunden werden wollen – nicht rasten und nicht rosten.

Unser Sitzfleisch hat sich von den getretenen Füßen mit vieler Mühe die Stühle seiner Bestimmung erobern lassen. Nun, teurer Freund, sitzen wir, eingeklemmt zwischen Bergen von Kuchen und Kaffeekannen („Hier Winen Familien Kaffee Wachen“) zwischen Barriladen von Tischen und Stühlen und wandelnden Mauern von Menschen. Uns umbraut und umsurrt das Chaos und in den Lärm hinein – schweigen wir. Schweigen und suchen wir offenen Sinnes zu empfangen. Es will zuerst schwierig dünken, das Einzelne in diesem Ganzen zu unterscheiden, das trotz aller Vielheit der

Stimmen und Geräusche, auf einen Ton mitteilbaren Vergnügens, trotz aller äußerlichen Dissonanzen auf ein Unisono harmloser Gemüter abgestimmt scheint. Aber laß sehen und hören wir besser. Wir beobachten die behäbige Familie Lindemann mit der breiten Spitze des wohlbeleibten Ehepaares und den fünf Sprößlingen wie Orgelpfeifen. Die fürsorgliche Mutter vertieft Stullen, Vater raucht die beste Zigarre, und der Herr Schwager trägt einen Zylinderhut. Daneben – Gaudamus igitur – brante Mützen und Bänder und drohnendes Gelächter über den geistreichsten Witz von Dieres Gnaden. Zwei blonde Mädchen huschen an dem Tisch der Studenten vorüber. Sie haben sich an den schlanken Taillen untergefaßt, lächeln süß und verdröhnen die Augenlein. Ein Kreis älterer Damen, knieker- und zungenbewehrt, hält einen runden Tisch besetzt, über dessen Fläche, wie die Kugel zu Monaco, das Wort wölft, das böse Wort der Nachbarschaftspolizei. In ihrer Mitte sitzt ein alter Herr, der augenscheinlich vom blinden Zufall zu einem letzten freien Stuhl geführt worden war. Er gehört nicht zum Kollegium und wartet geduldig auf den Wiederbeginn der Musik, die ihn am arbeitsfreien Tage hieher gelockt hat. Dort taußen farbenblühende, seidenrauschende, duftwollenspendende Damen auf mit brillanten Hüten; sie wackeln und wiegen sich lächelnd an Tisch für Tisch vorüber. Doch sind der Tische auch nicht wenige, an denen bes einen oder anderen Geschlechtes ungemischte Freuden kühlen. Die Tische der Fremde, die Tische der Freundinnen, – nicht Tische mit Freunden und Freundinnen ... (Freundschaft zwischen Mann und Weib, sagt übrigens Edmonds de Amicis, gibt es nicht ...)

Man regt sich's in der Orchester-Muschel, deren vergoldeter Bierat glänzt. Die Musiker rüsten sich, der Kapellmeister hat sich erhoben. Es wird mit einem

Male stiller in der weiten Runde. Die Blicke der Menschen wandern den ersten Tönen entgegen. Und schon braust es hernieder. Aus der „Balküre“: „Winterstürme wichen dem Monnemond ...“ Ja, Richard Wagner oder Hans von Bülow hätten nach den ersten Takten abgeklopft. Hätten den Taktstock jenem Monokel-Dandh an den Kopf geworfen, der sein albernes Modern respektlos in die heiligen Klänge mischt. Hätten den Kampf der unendlichen Melodie mit dem unendlichen Bierdurst mancher Gäste und der Dienstpfligt amüßlicher Kellner in Grund und Boden verwünscht. Vielleicht, ... vielleicht jedoch, wenn sie gesehen hätten, wie Hunderte von Dankbaren das Glück der Töne in sich tranken, wären sie milder gestimmt worden. Wem gewährt das Leber angetriebne Harmonie? Wer das Vollkommene nicht erlangen kann, nimmt willig den fernem Abglanz hin. Freilich, es gibt Volkskonzerte, die auch dem Unbemittelten einen reineren Genuß sichern. Aber die Lichtwellen des Sommers, die Baumenvinde des Gartens (ob sie auch zuweilen den Dunst der Kaffeekannen und Bratenpfannen mitnehmen) sind Reize besonderer Art. Und sieh nur, sieh! Wie sich viele Augen andächtig senken, wie sich kanale Gesichtszüge merkwürdig verschönern, laute Menschen verstummen und horchen und sinnen. Sollte das für nichts gelten? Wäre der Gruß, den die Kunst herniederfendet, wirklich Bergabung ...?

Der Kapellmeister, der Haar und Bart in seinem verwiterten Hungergesicht mit tiefem Schwarz gefärbt hat, findet keine Entweihung. Einst hat er von lichteren Höhen geträumt; jetzt ist er's längst zufrieden, wenn er mitten unter Märchen und Operntänzen, mitten im Strudel alltäglicher Amüfements seinen hohen Sternen ein kümmerliches Weihopfer bringen darf. Was ihm übriggeblieben, was für ihn ein Rest ist, mag ...

Und das Zu-Fuße-Gehen ist überhaupt eine alte Sage geworden. Zum Schlusse kommen die Ausfahrtziele auch immer näher an Berlin heran. Denn der steinerne Körper der Stadt schwillt und schwillt. Wer Berlin vor zwanzig, ja bloß vor zehn Jahren gekannt hat, findet heute gar manches Dorf, zu dem er einst unter vier Augen zärtlich hinausgepilgert war, nicht wieder. Sie sind massenweise ertrunken in der Hochflut der Stadt. Die eigentlichen Landwirthshäuser haben sich ins Unerreichbare verzogen. So weit einer wandert, er findet die riesigen Etablissements, diese Dependenz der Großstadt, die Tanzsäle und die Anschläge: „Hier können Familien Kaffe (bitte nicht „Café“) kochen!“ Aus der ländlichen Vorzeit der neuen Stadtteile (Vorstädte mit kleinbürgerlichem Charakter hat Berlin eigentlich nicht) sind häufig noch die Alleen uralter Bäume stehen geblieben, die einst die Landstraße säumten und jetzt zwischen vierstöckigen Häuserzeilen verwundert über den Wandel der Zeiten rauschen und raunen.

Sie dürfen sich nicht allzu lange wundern. Denn mit Siebenmeilenstiefeln kommt der Bäumetod, der Asphalt heran. In jeder Straße, die asphaltiert wird – und wie viele Straßen werden an jedem Tage in Berlin glatt gemacht! – verderben die weitausgreifenden Wurzeln. Da erlebt man nun allorts das traurige Schauspiel, wie die alten Herren zu hunderten abgesägt werden. Die schöne Kaiserallee in Wilmersdorf hat eben jetzt daran glauben müssen! Neue Bäumchen werden flugs an die leeren Stellen gepflanzt. Sie haben um den Stamm einen kleinen Erdkreis, sie werden gepflegt und großgezogen, bis ihre Wurzeln auch mit dem Asphalt in Konflikt geraten. Dann müssen auch sie wieder weichen. Das ist der tragische Kampf der Natur mit der Kultur ...

Berliner Luft im Grazer Blätterwald: Für die „Tagespost“ schilderte Kienzl im Juni 1910 Berliner Gartenkonzerte. QUELLE: MIKROFILMSAMMLUNG DER STMK. LANDESBIBLIOTHEK.